

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauchaer Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13603. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschritt 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 6 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauchaer Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

## Tageskalender.

Nach der Meldung einer militärischen Korrespondenz soll die neue Militärvorlage bis nach den Neuwahlen verschoben werden.

Die in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend niedergegangenen Gewitter haben in verschiedenen Teilen Deutschlands schwere Verheerungen angerichtet.

In 43 Textilbetrieben Brünns sind infolge eines Zeitstreiks der Püger sämtliche Arbeiter, im ganzen 16 000, ausgesperrt worden.

Der österreichisch-serbische Handelsvertrag wurde abgeschlossen.

Die bulgarische Regierung protestierte gegen die Gewalttätigkeiten der Türkei bei der Entwassnung der Mazedonien.

Die spanische Regierung hält die gesamte Garnison von Barcelona kriegsbereit, um gegen einen etwaigen Generalstreik vorzugehen.

Zwischen Kobe und Dalmatien kam ein japanischer Dampfer, wobei zirka 200 Personen umkamen.

## Zehn Jahre Flottengesetz.

II.

Leipzig, 25. Juli.

Konnte der Nauticus-Offiziosus bei der Ausmalung der segensreichen Wirkungen des Flottengesetzes für die industrielle Entwicklung Deutschlands die Farben nicht kräftig genug auftragen, so wird ihm die Schönmalerie beim Rückblick auf die politische Wirkung der Flotte schon schwieriger. Zwar kann er auch hier die Ziffern sinnlos aneinanderreihen, um zu zeigen, wie sich das Stärkeverhältnis der Flotten zugunsten Deutschlands veränderte. Während nämlich im Jahre 1900 an Linienschiffen über 10 000 Tonnen und Panzerkreuzern über 5 000 Tonnen mit einem Alter bis zu 20 Jahren Deutschlands Flotte zusammen 64 390 Tonnen zählte, wies die französische Flotte deren 231 830, die englische 619 460, die nordamerikanische 129 820 auf. Im Jahre 1910 zählt dagegen die deutsche Kriegsmarine 456 580 Tonnen gegenüber 379 760 der französischen, 660 210 der nordamerikanischen und 1 335 870 der englischen Flotte. Deutschland ist zur dritten Flottenmacht geworden und

dies für einen relativ geringen Preis, denn während für die französische Flotte, die im Jahre 1897 dreimal so stark war, wie die deutsche, von diesem Jahre ab bis 1909 434 Millionen Mark mehr ausgegeben wurden, als für die deutsche, so ist diese ihr heute doch um 40 000 Tonnen überlegen. Wie erfreulich vom Standpunkte der deutschen Bourgeoisie diese Ziffern auch sein mögen, so können sie doch nicht als Antwort auf die Frage gelten: Zu welchen politischen Erfolgen hat die deutsche Flotte dem Reiche verholfen? Und um zu verstehen, um welche Art Erfolge es den Machern des Flottenrummels zu tun war, genügt es, heute in den Büchern der Flottenprofessoren, in den Agitationsbroschüren zur Unterstützung der Flottenvorlage, die seit 1896 Deutschland überfluteten, zu blättern. Deutschlands Bevölkerung wachse mit jedem Jahre, erzählte man, es brauche Neuland, in dem es seinen überschüssigen Söhnen ein neues Heim schaffen könne, ein Heim, das, mit dem Vaterhause verbunden, seine Macht vergrößern würde. Nicht nur mit der in Aussicht gestellten Hebung des deutschen Handels, sondern mit der Vergrößerung Deutschlands selbst suchte man Freunde für die Flottenpolitik zu gewinnen. Und der Hinweis auf die Notwendigkeit der Eroberung neuer Länder war kein bloßer Agitationstrieb. Mit Reiz sah der deutsche Bourgeois zu, wie nach der Periode des Kolonienpessimismus England das neue Kaiserreich schuf und festigte, wie es in Südafrika dem Reiche ein neues Gebiet einverleibte, wie Frankreich nach Sedan sich ein neues Reich außerhalb Europas schuf, wie Russland polypenartig seine Arme nach Ostasien ausstreckte. Wohlte Bismarck auch sich gestreut haben, daß das neue französische Kolonialreich die Blüte der französischen Macht habe von dem Loch in den Vogesen weggog, mochte er gleich in dem ostasiatischen Abenteuer ein Mittel gesehen haben, das Russland nicht erlaube, den französischen Chauvinisten ihre Revanchegelüste befriedigen zu helfen, das deutsche Kapital schaute mit scheelen Augen auf diese Entwicklung. Die seit 1883 erworbenen kolonialen Ueberreste, die jetzt als Kleinodien gepriesen wurden, schienen ihm wertlos, und als Lüderich am Rande des Bankrotts stand, gelang es Bismarck kaum, das nötige Kapital zur Gründung der deutschen Kolonialgesellschaft zusammenzubringen; das schon damals stark entwickelte Kapital hatte keinen Glauben an die Zukunft der deutschen Kolonien. Es forderte einen anderen und besseren Platz an der Sonne. Bei der Einleitung der deutschen Flottenpolitik sagte ihm die deutsche Regierung einen solchen Platz zu. Am 11. Dezember 1899 erklärte Bülow im Reichstag: „Wenn die Engländer von einem Greater Britain (größerem England) reden, wenn die Franzosen von einem Nouvelle France (einem neuen Frankreich) sprechen, wenn die Russen sich Asien erschließen, haben auch wir Anspruch auf ein größeres Deutschland... Vor

vier Jahren hat der chinesisch-japanische Krieg, vor kaum anderthalb Jahren der spanisch-amerikanische Krieg die Dinge weiter ins Rollen gebracht, große, tief einschneidende, weitreichende Entscheidungen herbeigeführt, alte Reiche erschüttert, neue ernste Fermente der Gärung in die Entwicklung getragen... Stehen wir wieder vor einer neuen Teilung der Erde, wie sie vor gerade hundert Jahren dem Dichter vorschwebte? Ich glaube das nicht, ich möchte es namentlich nicht glauben. Aber jedenfalls können wir nicht dulden, daß irgendeine fremde Macht, daß irgendein fremder Jupiter zu uns sagt: Was tun? Die Welt ist weggegeben. Wir wollen keiner fremden Macht zu nahe treten, wir wollen uns aber auch von keiner fremden Macht auf die Füße treten lassen und wir wollen uns von keiner fremden Macht beiseite schieben lassen, weder in politischer noch in wirtschaftlicher Beziehung.“ An diese offiziell ausgesprochenen Hoffnungen erinnert Nauticus mit keinem Worte mehr und er hat dafür sehr triftige Gründe.

Alle diese Hoffnungen wurden zunichte. Eben weil sie so zahlreich waren, weil einmal China, einmal Südamerika, einmal Marokko das Ziel war, von dem man überlaut sprach, oft ohne es ernst ins Auge zu fassen, darum ist auch der Eindruck der Erfoßlosigkeit der deutschen imperialistischen Politik so stark. Diese Niederlage stand fest, schon in dem Moment, in dem der deutsche Imperialismus geboren wurde. Er kam zur Welt, als eine Epoche der Weltverteilung zu Ende ging. Die älteren Kolonialmächte hatten die Welt schon so weit verteilt, als es ohne Aufteilung bestehender großer Staaten ging. Die Entschädigung Deutschlands konnte nur entweder auf Kosten der alten Großmächte oder auf Kosten der nicht aufgeteilten Staaten geschehen, die als „Objekte“ von den imperialistischen Raubrittern erkoren wurden. Und weil Deutschland nicht wußte, wo es zuerst anfangen sollte — es mußte sich erst in der neuen Politik, der Weltpolitik, orientieren — lief es in allen Ecken herum und machte den Eindruck des Hans Dampf in allen Gassen. Mögen persönliche Eigenschaften dabei mitgespielt haben, der verfrühte Zirkulismus war ein Produkt der aussichtslosen Situation und des Anführertums. Und noch waren die Lehrjahre nicht vorüber, als dem Imperialismus schon das Totenglocklein zu läuten begann. In der Gestalt Japans erschien der verwunderten kapitalistischen Welt die Wirkung des Kapitalismus auf die so schön in „Einflußsphären“ eingeteilten „Objekte“ der zukünftigen Teilerbe. Das Erwachen Chinas, das sich jetzt so streck und reckt, daß die imperialistischen Kartenhäuser der Großmächte wie nach einem Windstoß auseinanderfallen, die Morgenröte der Revolution in Indien, die den Beherrschernationen ein Memento zuruft, das Erwachen des noch in den Kinderschuhen seiner Entwicklung stehenden Persiens, die Gärung in Ägypten und Indo-China — diese erstaunlichen Umwälzungen im Geistes-

## Seuilleton.

### Das Haus Michael Senn.

Ein Tiroler Roman von Rudolf Greig.

14) Nachdruck verboten.  
Franz und Lina schritten nun langsamer den Graben entlang. Nirgends war ein Mensch zu sehen. Die Straßen waren nur matt erleuchtet. Auch von den Fenstern der Wohnungen drang bloß hier und da ein matter Lichtschein. Alles öde und leer. Ohne Leben. Wären nicht die Gaslaternen gewesen, die die alten Gassen erleuchteten, man hätte sich um hundert Jahre zurückversetzt denken können.  
Lina wartete noch immer, ob Franz nicht endlich reden würde. Der junge Senn ging, ärgerlich über den peinlichen Vorfall, noch immer schweigend neben ihr.  
„Was geht?“ brach Lina nun das Schweigen und sah forschend zu Franz empor, der um ein Stück größer war, als sie.  
„Ich bring' dich heim natürlich!“ erwiderte Franz.  
„Und die Mutter?“  
„Die wird schon wieder gut werden!“ tröstete er sie.  
Lina biß sich auf die Lippen. Innerlich kostete sie vor Mut und Empörung. Er hatte ihr also nichts zu sagen! Er verschmähte sie. Es war alles umsonst gewesen. Jetzt war es ja noch schlimmer als bisher. Morgen würde man schon mit Fingern auf sie zeigen und ihr alles erdenkliche Schlimme nachreden. Natürlich! Sie war ja die Tochter der Kathl vom „Bären“, die ein so flottes Leben hinter sich hatte. Nun würde man auch sie mit dreisten Anträgen verfolgen. Bis jetzt hatte es noch keiner gewagt, ihr nahe zu treten. Morgen würde die Zirnhöld den Vorfall in der ganzen Stadt herumtratschen. Dann war sie ja vogelrei für die Brixner.

Lina war kein schlechtes Mädel. Nur leichtsinnig und gefallsüchtig. Sie hatte bis jetzt stets etwas auf sich gehalten, hatte sich einen gewissen Charakter bewahrt. Schon aus Berechnung. Und dieser Charakter war jetzt unrettbar verloren. Jede Aussicht auf eine anständige Verheiratung in Brixen war dahin. Und alles wegen dem Menschen da. Mit einem Ausdruck ehrlichen Hasses sah sie Franz an. Er beachtete sie gar nicht, sondern schritt, seinen eigenen Gedanken nachhängend, ruhig neben ihr her. Mit einem Wort konnte der sie aus ihrer peinlichen Lage erlösen. Aber er blieb ruhig. Er sagte kein Wort.  
Nun waren sie schweigend auf weiten Umwegen bei dem Hause, wo der Gerichtsdienner Raffener in der Runggadgasse wohnte, angelangt. Franz blieb stehen und hielt Lina die Hand hin.  
„Ist das alles?“ fragte sie.  
„Laß' mich nur heut' in Ruh', Lina!“ sagte er gereizt. „Du kannst dir ja denken, daß ich nit in der Stimmung bin!“  
„Ist das deine Lieb?“ frug sie und sah ihn scharf an.  
„Deine Mutter ist schuld. Mach' der die Vorwürf!“  
„Gute Nacht!“ sagte sie kühl, ohne ihm die Hand zu reichen. Sie fühlte, daß sie hier ausgespielt hatte. Seine ganze Verliebtheit war verschwunden. Mit einem Schlag.  
Ganz erleichtert war er, als Lina nun ins Haus getreten war. Diese Frau Raffener. So ein widerliches Weib. Bon jeher schon war sie ihm entsetzlich gewesen. Die war imstande und ging morgen zu seinem Vater. Das war ihm peinlich. Er kannte seinen Vater. Er wußte, daß der in solchen Dingen keinen Spaß verstand. Und er fürchtete den Vater.  
No, schließlich brauchte er sich ja weiter nichts vorzuwerfen! Er hatte die Lina öfters abends getroffen, und sie hatten sich geküßt. Sonst war nichts vorgefallen. Auf Ehre. Gar nichts. Nur war er wahnsinnig verschossen in das Mädel. Wahnsinnig.

Jetzt, da er in der kühlen Nachtluft durch die Straßen schritt, wurde es ihm wieder behaglicher. Er wurde ruhiger, dachte auch ruhiger über den peinlichen Vorfall nach. Ja, die Raffenerin war ein ordinäres Weibsbild. Aber was konnte da die Lina dafür! Das liebe Mädel. Die litt sicher auch unter den Rohheiten dieser Mutter.  
Er hatte die Lina eigentlich vorher schlecht behandelt. Er hätte ihr doch ein gutes Wort geben sollen. Sie hatte jetzt daheim gewiß noch einen argen Auftritt mit der Mutter zu bestehen. Um seinetwillen. Armes Mädel!  
Franz fühlte, wie er langsam weich wurde und allmählich wieder in seine verliebte Stimmung kam. Wie sie sich im Kreuzgang vor der Mutter geängstigt hatte und wie sie zu ihm geflüchtet war. Und er hatte sie kalt und lieblos diesem Weib wieder ausgeliefert. Wenn er doch nur ein gutes Wort zu ihr gesagt hätte. „Ist das deine Lieb?“ hatte sie ihn gefragt.  
Es war abscheulich von ihm, sie so zu behandeln. Franz ging nun voll Reue über seine Handlungsweise ganz aufgeregt durch die Straßen. Nach Hause wollte er nicht. Jetzt nicht. Er mußte noch einmal umkehren, in die Runggadgasse zu dem Haus, wo sie wohnte, um sich zu überzeugen, ob wohl alles in Ordnung sei.  
In seiner aufgeregten Phantasie stellte er sich vor, wie man das geliebte Mädel, sein Mädel, jetzt mitten in der Nacht auf die Straße jagte. Er stand lange vor dem Haus und lauschte. Gott sei Dank, da war alles still und friedlich. Kein Licht brannte mehr. Lina hatte sich wohl heimlich eingeschlichen, um weiteren Vorwürfen zu entgehen.  
Jetzt, da er vor dem alten, grauen, schon etwas baufälligen Haus stand, an dessen Erdgeschoß Feuchtigkeit und Mauerschwamm emporstieg, wurde er wieder um vieles ruhiger. Er zündete sich eine Zigarette an und schlenderte langsam auf einem kleinen Umweg nach dem Domplatz.  
Als er durch ein enges Seitengäßel ging, das auf den Domplatz mündete, holte ihn sein alter Freund Christian